

Der Ofenbauer

Autor(en): **Taube, Otto v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **39 (1959-1960)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

*Ich tu, wie Gott mich noch zum Tun verwendet,
Und freu mich, weil es endet.*

Wir blicken auf dieses achtzigjährige Leben, dessen oberer Wille es hingeleitet hat an jenen Punkt der Welt, wo die Freiheit der Kinder Gottes beginnt. Auch in deren Sprache spricht es, das Gedichtete ergänzend, zu uns.

Ein Auswahlband aus den Werken Otto v. Taubes ist im Verlag Wittig, Hamburg, herausgekommen, enthaltend Gedichte, Essays, einen Roman, Erzählungen, Erinnerungen.

DER OFENBAUER

VON OTTO v. TAUBE

In das waldumgebene Dorf, das sich bereits zum Vorort der nahen größeren Universitätsstadt zu entwickeln begonnen hatte, war unter anderen auch der Hafnermeister Hans Haller aus dem ersten Weltkriege heimgekehrt; er war heimgekehrt zu Weib und Kind, deren ältestes damals acht bis neun Jahre zählen mochte, und in seine altväterische, ländlich bescheidene Werkstatt. Nicht eigentlich heimgekehrt nach diesem Orte, wiewohl er es als Heimkehr empfand, war der Professor für deutsche Literaturgeschichte an der benachbarten Universität, Bruno Gebhard; er hatte sich erst kurz vor Kriegsbeginn neben dem Dorfe angekauft und im Hinblick auf seine bevorstehende Heirat mit einem Hausbau begonnen, der aber infolge der Zeitläufte ins Stocken geraten war. Wohl stand schon das Haus, im Innern aber war es in vieler Hinsicht noch nicht fertig. Trotzdem bezog es der Professor, ein ziemlicher Vierziger, mit seiner um zwei Jahrzehnte jüngeren Frau, einer ostpreußischen Gutsbesitzerstochter, die, nach der Weise der dortigen Fräulein aufgewachsen, vor keiner Arbeit scheute und von kleinauf die Menschen richtig anzufassen gelernt hatte, insofern sie jedermann, selbst den Bettler, der bei ihr vorsprach, als vollen und einmaligen Menschen nahm.

Es war damals die Zeit, da das Geld sich täglich entwertete, die Preise und Löhne aber dementsprechend stiegen. Allerdings konnte sich der Professor, im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen, die Fortführung des Hausbaus erlauben, dank den wertbeständigen schwedischen Kronen, mit denen seine in Stockholm lebende Schwester ihn unterstützte. Immer-

hin hatte er Hindernisse zu bewältigen und erlebte des Ärgers genug. Die städtischen Firmen, mit denen er bisher gearbeitet hatte, ließen ihn im Stich oder lieferten schlechte Arbeit oder arbeiteten langsam, was ihm desto mehr Sorge machte, als der Sommer — der erste nach Kriegsende — schon zur Neige ging und die im Hause unentbehrlichen Öfen noch immer nicht gesetzt waren. Da riet dem Professor ein alter Bekannter, der seit jeher im Dorfe praktizierende Arzt Dr. Schulte, er möge sich doch an einen einheimischen Hafner wenden, und zwar, da es dort keinen besseren gebe, an Hans Haller. «Sie haben die Öfen gesehen, die er in meinem Hause gesetzt hat», führte der Doktor aus, «sie sehen gut aus und sind gut. Haller liebt nämlich seine Arbeit, arbeitet auch — was heute die wenigsten tun — pünktlich, vorausgesetzt, daß er einen in sein Herz geschlossen hat. Mag er einen nicht, dann freilich zeigt auch er Launen und läßt nach im Eifer. Ihnen wird der junge Mann gefallen — ich sage ‚junger Mann‘, denn er ist so etwas über dreißig; er ist ein wenig feiner als der übliche hiesige Schlag.»

Das Ehepaar Gebhard wandte sich also an den Haller. Er erschien genau zur verabredeten Zeit, um die für die Öfen vorgesehenen Plätze in Augenschein zu nehmen, die Lage im Verhältnis zu den Kaminen zu untersuchen und sich danach zu richten. Nun pflegte der Professor in allem, was das werdende Haus betraf, seine Frau bestimmen zu lassen. Er wußte, daß sie ihn an richtigem Blick für Hauseinrichtung und Hauswesen übertraf; auch fühlte er sich durch seine berufsmäßigen Abwesenheiten behindert, die Arbeiten im Hause zu überwachen. Doch legten beide Eheleute darauf Wert, daß der Hausherr bei den grundlegenden Anfangsverhandlungen anwesend sei und mitrede; das gebe, wie nun einmal die Menschen seien, dem Verabredeten Kraft. So überließ denn der Professor die Verhandlungen mit dem Hafnermeister nicht völlig seiner Frau; zwar gab diese an, zum Beispiel, wie sie die Öfen nach Größe, Gestalt und Farbe der Kacheln wünsche; er tat nur bestätigen, höchstens einmal ergänzen und entfernte sich aus der Beratung, sobald er sich für entbehrlich erkannte.

Beim Abendbrot plauderten die Eheleute Gebhard über die Begebenheiten des Tages.

«Hast du bemerkt, Irene», sprach der Professor, «was für wundervolle Augen der Haller in seinem unregelmäßigen Gesichte hat?»

«Selbstverständlich», erwiderte die Frau, «leuchtende, klare blaue Aquamarine. Der Mann wäre beinahe häßlich mit seiner aufgestülpten Nase und seiner faden Farblosigkeit, hätte er diese Augen nicht.»

«Der Doktor hat Recht», damit kehrte Frau Gebhard, nachdem von einigem anderen die Rede gewesen war, auf den vorigen Gesprächsgegenstand zurück: «Er hat Recht mit dem Ausspruch, der Haller sei feiner als sonst hier die Leute. Es machte Eindruck auf mich — du warst nicht mehr zugegen — als er mir bei der Beratung über den Ofen in

meinem Wohnzimmer erklärte: ‚Die Vorhänge, die Sie hier haben, müssen weg.‘ — ‚Wieso‘, fragte ich, ‚gefallen sie Ihnen nicht?‘ — ‚Sie sind sehr hübsch‘, sagte er, ‚doch wenn Sie einen Ofen aus den goldbraunen Kacheln haben wollen, müssen Sie Vorhänge hintun, an denen diese Farbe sich wiederfände.‘ Schade nur, daß der Mann so sehr nervös ist», fuhr sie fort: «Es befremdete mich, ja erschreckte mich geradezu, als er im Hinblick auf sein künftiges Arbeiten in unserem Hause erklärte, er verlange — er sagte ausdrücklich ‚ich verlange‘ —, daß, solange er sich in einem Raume beschäftige, niemand diesen betrete. Er müsse, wenn er die einzelnen Kacheln der Farbe nach zusammensetze, sich ganz in seine Aufgabe versenken können, ganz im Schauen des ihm vor-schwebenden Werkes aufgehen. Er vertrage es nicht, daß man ihn aus dieser Versunkenheit herausreißt. Solch eine überspannte Rührmich-nichtan-Empfindsamkeit bei einem Manne aus diesen angeblich so gesunden Kreisen!»

«Eine Künstlernatur», urteilte der Professor, «dergleichen kenne ich ganz gut. Eine solche wäre der Haller wohl von Hause aus gewesen. Doch ist er, wie mir der Doktor Schulte erzählte, im Kriege verschüttet worden. Daher seine Schonungsbedürftigkeit, sein wirklich schlechter Nervenzustand. Der Doktor kennt ihn von klein auf. Vor dieser Verschüttung, sagte er, sei nichts von einer besonderen Nervosität an ihm bemerklich gewesen; doch soll er auch niemals sehr kräftig gewesen sein, ein wenig schwach auf der Brust und sei jetzt mitunter reizbar.»

«Ich werde ihn schon nicht reizen», lachte die Frau.

«Du gewiß nicht, Irene», bestätigte der Gatte.

*

Am Morgen, an dem das Ofensetzen beginnen sollte, erschien der Meister Haller zur angegebenen Stunde im Professoren-hause. Frau Gebhard vermerkte, daß er ohne Gesellen oder Lehrling kam. Sie hatte ihr Hausmädchen angewiesen, das Zimmer, in welchem der Hafner an diesem Tage arbeiten werde, nur ja nicht zu betreten und vermied das auch selber, wiewohl sie deshalb Umwege machen mußte. «Sind sie mit uns zufrieden?» fragte sie ihn, als er nach Feierabend wegging. «Sehr zufrieden», entgegnete er lächelnd. Abends, bei Tisch, als das Ehepaar wiederum seine Tageserlebnisse besprach, bemerkte die Frau von dem Hafner: «Er hat nicht nur diese beseelten Augen. Was hat er doch auch für einen ausdrucksvollen Mund!»

«Den hat mir sein blonder Schnurrbart verborgen», erwiderte der Professor.

«Nun, diesen habe ich ebenfalls bemerkt», erwiderte die Frau: «Dieser Schnurrbart und ebenso sein Haar, die sehen aus, als wären sie Werg. Der Mund jedoch kann liebenswürdig lächeln.»

*

Nicht anders als der erste Arbeitstag verliefen auch die beiden nächsten. Frau Gebhard sorgte dafür, daß der Meister ungestört blieb, versäumte selbst aber nie, zur Stelle zu sein, wann er das Haus verließ, um ihn persönlich zu verabschieden, damit er davon überzeugt bleibe, daß man ihn gelten lasse als der, der er war, und ihn wertschätze.

Doch an dem Tage, der nun folgte, konnte Frau Gebhard, die in dem Zimmer, in welchem der Hafner zu arbeiten vorhatte, noch einiges wegräumen mußte, nicht verhindern, daß sie sich, als er eintrat, noch darin befand.

«Entschuldigen Sie, daß ich noch hier bin!» rief sie ihm entgegen: «Nur noch einen Augenblick, dann verschwinde ich und störe Sie nicht mehr.»

«Sie werden mich niemals stören», entgegnete der Meister.

«Höfliche Redensarten», dachte Frau Gebhard, sagte aber nur: «Ich danke für die freundliche Meinung.»

«Ich meine es wirklich so», erwiderte der Meister: «Sie könnten die ganze Zeit hier im Zimmer weilen und würden mich nicht stören.»

«Woher wissen Sie das?» fragte sie trocken.

«Ich habe Sie gestern im anstoßenden Zimmer Klavier spielen hören, gab er zur Antwort: «Da sagte ich mir: die wird dich niemals stören.»

Irene entsann sich, daß sie da gerade das As-Dur-Impromptu von Schubert geübt hatte. Sie sagte: «Also brauche ich nicht zu fliehen?»

«Im Gegenteil!» sprach er mit Wärme: «In Ihrer Anwesenheit ginge meine Arbeit noch besser vonstatten. Sie könnten hier sitzen, Handarbeiten verrichten und würden, wenn Sie mir etwas zu sagen hätten oder ich Sie fragte, mir gute Winke geben.»

«Ist das Ihr Ernst?» fragte sie.

Er sagte: «Ja.»

«So werde ich mich denn hier hinsetzen und meine und meines Mannes Strümpfe stopfen, wenn Sie diese gewöhnliche Arbeit nicht abschreckt», sagte sie.

«Tun Sie's nur, ich bitte darum!» sagte er.

*

Irene verließ den Raum und kehrte zurück mit einem ganzen Korbe voll durchlöcherter Strümpfe und anderem Flickzeug. Da saß sie denn ruhig über ihrer Arbeit, wie auch Haller in die seine versunken war. Sie schwieg, er schwieg. Nur manchmal stellte er eine Frage, etwa: «Finden Sie, daß diese zwei Kacheln in den Tönen zusammenpassen, so daß ich sie aneinanderfügen dürfte, oder nicht?»

Sie sagte «ja» oder «nein» oder «das beurteilen Sie allein besser». So vergingen wieder einige Tage.

«Ich bin zu einer Ofensetzmuse geworden», scherzte Irene eines Abends, als sie ihrem Gatten von den Tagesbegebenheiten erzählte.

«Warum solltest du das nicht?» antwortete er, «Du bist geboren zur Muse oder zur Beatrice. Seit ich dich kenne, halte ich ja nicht mehr nur Vorträge über Hölderlin und Konsorten, sondern reime wieder selbst wie als Primaner. Und der Haller reimt Kacheln zusammen in Farbtönen, die ungeübten Augen entgehen.»

«Und er reimt gut», griff Irene den Vergleich auf: «Du aber, Bruno, mache deine Verse nicht schlechter, als sie sind. Bin ich deine Muse, so fällt ihr Mißraten auch mir zur Last.»

«Vielleicht mußt du dich damit begnügen», neckte er, «die Ofensetzmuse zu bleiben. Nach dem, was ich heute von Hallers Werken gesehen habe, inspirierst du ihn wirklich gut.»

*

So kam wieder ein Tag, an dem Irene still im Zimmer saß, in welchem der Meister arbeitete. Alle Strümpfe waren bereits gestopft, alles Zerissene geflickt worden. Sie las. Es war gerade der Raum, in welchem der von ihr gewünschte gelbe Kachelofen zu stehen kommen sollte. Haller hatte gerade auf dem Fußboden einige Kacheln aneinandergelegt und wandte sich nun zu Irene. «Sehen Sie doch», sprach er, «wie das schön ist. Ob es aber auch schön genug ist für Ihr Wohnzimmer? Achten Sie auf die wolkige Tönung im Gelb; die Wolken dürfen nicht abbrechen, denn Wolken brechen nicht ab; sie dürfen von den Rändern der Kacheln nicht abgeschnitten werden, sie müssen von der einen in die andere überfließen. Verstehen Sie?»

«Ich muß mir das näher ansehen», gab sie zur Antwort.

«Tun Sie das. Treten Sie nur heran!» bat er sie.

Sie trat neben ihn hin, der sich über die am Boden nebeneinandergelegten Kacheln beugte. Sie beugte sich gleichfalls über sie. «Wie schön, dieses Durcheinanderwogen von Goldbraun und Goldgelb», sagte sie.

Auf einmal fand sie sich umfaßt, und ehe sie sich's hatte versehen können, fühlte sie einen Kuß auf ihrem Munde glühen.

Doch lag keine Gewalt in der Art, wie der Mann sie umfaßt hatte. Sie machte sich mühelos frei.

«Was tun Sie?», sagte sie ruhig, «Sie guter, guter Mensch!» Dabei sah sie ihn an.

Ihre Worte klangen innig, aber auch traurig. Er war zu sich gekommen.

«Verzeihen Sie,» begann er.

«Ich habe nichts zu verzeihen», schnitt sie ihm das Wort ab: «Nur eines muß ich Ihnen sagen: Fortan kann ich mich nicht mehr in dem Raume aufhalten, in welchem Sie arbeiten werden. Schade!»

«Schade», echote er.

Sie verließ das Zimmer. Die wenigen Tage, die Meister Haller im Professorenhause noch zu arbeiten hatte, arbeitete er über seinen Kacheln

allein. Aber, wie ehemals, erschien Irene jedesmal, wann er das Haus verließ, an der Tür zum Abschied, der achtungsvoll und sachlich verlief.

*

Erst als die Arbeiten Meister Hallers im Gebhardschen Hause abgeschlossen waren, erzählte Irene den Vorfall ihrem Manne. «Ich hätte ihm so gern die Beschämung genommen», sagte sie dabei, «doch wußte ich nicht, wie das zu tun. Du aber sei ihm nicht böse», bat sie den Gatten. Er versprach ihr das, wiewohl sie ihm eine gewisse Umwölkung ansah.

Es wurde Herbst, wurde feuchtnebelnder November. Die Öfen Meister Hans Hallers bewährten sich, sie wärmten gut. Doch schien sich infolge des ungünstigen Wetters eine Grippe im Ort zu verbreiten.

Wann der Professor seine Nachmittagsvorlesung in der Stadt erledigt hatte, traf er dort bisweilen mit seiner Frau zusammen, die häuslicher Besorgungen wegen hinüberzufahren pflegte. Dann kehrten sie beide heim mit dem Vorortszuge. Als sie eines Tages miteinander vom Bahnhof ihrem Hause zuzogen, begegnete ihnen der Doktor Schulte.

«Sie sehen mir sehr strapaziert aus», begrüßte der Professor den Bekannten.

«Das hat seine Ursachen», antwortete der Arzt: «Alle Welt ist krank, ich laufe von einem Patienten zum anderen. Gottlob sind die meisten Fälle heuer leicht. Nur einer meiner Kranken, gerade einer, den ich sehr gern habe, macht mir schwere Sorge. Sie kennen ihn gleichfalls.»

«Wer?» fragten ihn die beiden.

«Der Hafnermeister Hans Haller», gab der Doktor Auskunft: «Der Krieg hat ihn geschwächt, und jetzt scheint seine Widerstandskraft gebrochen. Seit gestern hat sich eine Lungenentzündung eingestellt. Was mir aber besonders nahegeht, das ist, daß er seelisch leidet. Ihn hat eine wunderliche Unruhe gepackt. Ich habe den Eindruck, da wäre der Seelsorger besser am Platze als der Mediziner. Schon war ich im Begriff, seiner Frau zu sagen, sie solle den Pastor holen lassen. Jedoch die Leute meinen stets, wenn der Geistliche komme, seien sie schon am Sterben und verlieren die Genesungszuversicht. So unterließ ich das. Die Frau, die ich sehr hochschätzte, wird schon wissen, wann und ob sie den Pastor herbeirufen soll.»

Man ging auseinander.

«Bruno, du solltest zu ihm gehen, du wirst ihn beruhigen können», sprach die Frau, sobald sie sich mit dem Gatten allein sah.

«Ich tue es noch heute», erwiderte er.

*

Bruno Gebhard begab sich sofort, nachdem er seine Büchermappe zu Hause abgelegt hatte, nach dem Hallerschen Anwesen. Er sagte der

Frau, er habe von der Krankheit ihres Mannes gehört, er würde ihn gern besuchen, falls das möglich wäre. «Er hat ja tagelang unter meinem Dache gearbeitet, da haben wir ihn wirklich lieb gewonnen», suchte er seine Anfrage zu rechtfertigen.

«Ich glaube», sprach Frau Haller, «es wäre eine Freude für meinen Mann, Sie zu sehen. Doch will ich ihn erst fragen.»

Sie stieg die schmale Treppe zum Oberstock hinan und kehrte wieder mit dem Bescheid: «Er bittet Sie, zu kommen!»

Die Frau begleitete den Besuch bis zur Türe des Kranken, die auf den Treppenflur mündete. Dann kehrte sie nach dem Erdgeschosse zurück. Er machte sich durch Anklopfen an der Tür bemerklich und trat ein.

Es war dem Bette des Fiebernden anzusehen, wie unruhig er gelegen war. Das Pfühl hatte er von sich geworfen, die Kissen waren zerwühlt. Beim Eintreten Gebhards suchte er sich aufzurichten, sank aber gleich zurück. Gebhard griff ihm die Hand, um ihn zu begrüßen; sie glühte, er drückte sie fest und sprach sein Grußwort absichtlich weit heiterer, als ihm beim Anblick des Leidenden zu Mute war. Dessen selbst im Alltag so leuchtende Augen leuchteten übermächtig; der Besucher wußte nicht, wie er sich ihren Ausdruck erklären sollte, doch triebmäßig, ohne zu überlegen, tat er ihm seine von der Außenluft kalte Hand auf die Stirn und strich ihm einige Strähnen seines darein gefallenem Haares zurück, wobei er sich fast gestört fühlte, wie von einem Frevel, von der Erinnerung an den lächerlichen Vergleich aus dem Munde seiner Frau zwischen diesem Haare und Werg.

Die Berührung schien dem Kranken wohlzutun. Sein Blick schien Gebhard dankbar. Eine Unterhaltung war bei dem Zustand Hallers nicht möglich. Doch ging Gebhard nicht gleich weg; er fühlte sich gleichsam festgehalten von dem Erlöschenden, der jetzt regungslos dalag.

Doch wurde es Zeit, zu gehen. Gebhard ergriff noch einmal die Hand des Liegenden. Er fühlte, daß sein Händedruck von jenem mit den schwachen Kräften, die ihm noch zu Gebote standen, erwidert wurde.

Im Laufe des folgenden Tages verschied der Hafnermeister. Doktor Schulte erzählte den Gebhards, bei seinem letzten Besuche habe er den Kranken in wunderbar klarer Todesbereitschaft und völlig ruhig gefunden. Die Frau habe ihm erzählt, diese Ruhe sei am letzten Abend, an dem er gelebt habe, eingetreten.

Bei diesen Worten des Arztes sahen Irene und ihr Mann einander an.

Als sie sich wieder allein fanden, sagte sie ihm: «Daß Haller nicht wußte, daß wir ihm vergeben hatten, das war es, was ihn so quälte, bis du ihn besuchtest.»

«Habe Dank, daß du mich zu ihm geschickt hast», erwiderte der Professor.

Beide schlossen sich dem Trauergeleite nach dem Friedhof an.